

(Nachdruck verboten.)

43] Im Namen des Gesetzes.

Von Hans Svan.

27.

Der Grüne hatte eine langsam dahinschleichende Droschke herangerufen und Georg, dessen Gedanken wie in einem Wirbel brodelten, während sein Körper einfach dem fremden Willen nachgab, zuerst einsteigen lassen. Dann sagte er, noch draußen stehend, dem Kutscher eine Adresse, die Sellwig nicht verstand, stieg selbst ein und befahl dem anderen, sich auf den Rücksitz zu setzen.

„Ich habe keine Lust, mir auch die Sachen voll zu schmieren!“, sagte er mürrisch, „vor allen Dingen ist es notwendig, daß Du ne andere Klust ankriegst . . . in die Schale wirste alle, so wie de uff die Straße trittst . . . Wir fahren jetzt bei mir und holen eenen Anzug . . . wenn er Dir auch nicht ganz genau paßt, det macht nischt! . . . Det alte Reich kommt in't Feuer . . .“

Georg dachte, daß es doch richtiger wäre, wenn er einen von seinen eigenen Anzügen nähme, denn er hatte noch gute Garderobe . . . aber die war ja bei seiner früheren Wirtin, Frau Wiemer . . . Nein, das ging nicht, da kamen die Greifer zuerst hin. Uebrigens war ihm alles recht . . . er hätte wie ein Kind den widersinnigsten Anordnungen gehorcht, sein Intellekt war nicht imstande, selbst Entschlüsse zu fassen oder irgend einen Widerstand zu leisten . . . Er hoffte nur, der Grüne würde weiterreden, würde etwas sagen, das ihm selbst einen Halt gäbe in dieser greulichen Wirrnis.

Doch der schwieg und starrte zum Fenster hinaus in den aufdämmernden Tag. Die Straßen des Ostens, durch die der Wagen gemächlich fuhr, waren ganz verödet. Und die Stille dieser ersten Frühstunden durchbrach nur das Rollen der Räder, das Klappern der Pferdehufe auf dem Asphalt . . .

Mit jeder Minute wurde es heller. Der Mann, der wie zusammengebogen von seiner Seelenlast, auf dem Rücksitz der Droschke hockte, sah mit geheimem Schauer das wachsende Licht zwischen den schlummernden Häusern . . . Als jetzt eine Gesellschaft angezelter, singender Burschen heranzog, war es ihm wohl, Menschenstimmen zu hören . . .

Die Fahrt dauerte lange.

Nie hatte der grüne Heinrich seinem Kumpan verraten, wo er wohnte . . . „Ich tu det nischt!“ sagte er stets, „eener muß von andern so unabhängig sind . . . und wat eener nicht weß, det kann er auch nicht weiterfagen!“

Ein paarmal sah der frühere Knopfsdrücker in einer Art von blödem Interesse nach den Straßennamen auf den blauen Emailleschildern an den Ecken, aber dann versank er wieder in sein dumpfes Brüten . . . bis die Droschke hielt.

„Nu wartste hier,“ sagte der Grüne, „bis ich oben bin un pfeife, denn kommste ruff . . . die Haustür laß ich offen . . . muß doch erscht sehn, ob oben bei mir die Luft auch reene ist!“

Die Hand hatte er während dieser Worte schon auf der Klinke. Und ehe noch Georg, dessen Entschlußstärke und Willenskraft vollkommen gelähmt waren, etwas dagegen einwenden konnte, war der grüne Heinrich aus der Droschke und verschwand raschen Schrittes, mit der kleinen Tasche in der Hand über das Trottoir eilend, in dem offenbar unverschlossenen Hause . . .

Eine brennende Angst, deren Ursache er sich vorläufig noch gar nicht eingestehen wollte, durchbebte Georgs Herz . . . Viel rascher, als er seit jener gräßlichen Tat irgend etwas angefangen hatte, ließ er das Fenster herab, um ja den Pfiff, mit dem ihm der andere heraufrufen wollte, nicht zu überhören . . .

Und er wartete.

Minuten vergingen. Die Sekunden hätte Georg, der gar nicht auf seine Uhr zu sehen wagte, an den fieberhaften Schlägen seines Herzens zählen können . . . Eine Viertelstunde war es sicher schon! Warum pfiff denn der nicht? Wer konnte denn so früh da oben schon auf sein? Und schließlich war der Grüne doch nicht so ängstlich, der konnte sich doch Raum schaffen! . . . Das war doch lange nicht so gefährlich, als den

Komplizen hier in der vorm Hause wartenden Droschke sitzen zu lassen . . .

Aber . . . aber . . . der Grüne . . . Georg Sellwig stöhnte auf wie ein Schwerverwundeter . . . der wollte ihn doch nicht etwa sitzen lassen in dieser schrecklichen Lage?!

Der große starke Mensch fing an zu weinen wie ein Kind . . . Er stierte auf das Haustor, durch das der grüne Heinrich verschwunden war; und jetzt, wo das Tageslicht, noch sonnenlos, aber schon klarweiß alles erkennen ließ, sah er deutlich durch seine Tränen: die Haustür war nur angelehnt . . .

Er öffnete so geräuschlos wie möglich den Droschkenschlag. Aber dem Kutscher, dem das lange Warten um diese Zeit wohl bereits auffiel, sah argwöhnisch den Fahrgast an, wie dieser nun ebenfalls da hinein wollte.

„Sie,“ sagte er, „wollen Se mir nich lieber erst bezahlen?“

„Ich fahre weiter,“ meinte Georg furchtbar, nur den Kopf wendend, damit der Mann auf dem Bock die Blutflecke vorn auf seinen Kleidern nicht sehen sollte . . .

„Ja det is aber 'n Eckhaus, lieber Herr, und wahrscheinlich geht nach die andere Straße noch 'n Ausjant!“

Georg zitterte am ganzen Leibe, er drehte sich rasch nach rechts, stieg wieder in die Droschke und sagte flehend:

„Ach, vielleicht sehn Sie selber mal nach . . . bitte ja?“

Der Kutscher brummte, zog die Zügel an und fuhr um die Ecke . . . dort war eine Bäckerei im Hause, durch die Kellerfenster sah man in die erleuchtete Backstube. Der Kutscher stieg ab, ging dicht an den Keller heran und sprach mit den Bäckergefallen.

Burückkommend lachte er. „Na sehn Se, der hat Ihnen ne Reese jedreht . . . Det Haus hat nach die Seite 'n Ausjant un nach die andre auch noch eenen! Sa ja, sonne Seite! . . . Na, wo soll ich denn nu hinfahren? . . .“

So furchtbar Georg Sellwig diese Gewisheit traf und so wenig er noch darauf rechnen durfte, glücklich davonzukommen — für den Augenblick beherrschte ihn doch nur die tödliche Verlegenheit! Wovon wirst Du die Droschke bezahlen? — Er hatte nur wenige Groschen in der Tasche und der Fahrpreisanzeiger des Taxameters verlangte schon etliche Mark . . . Da fiel dem völlig Ratlosen seine Schwester ein.

„Gedemannstraße 67,“ sagte er aufatmend . . . Aber wovon Ella nun nicht zu Hause war, oder wenn er sie nicht allein traf? Ach, diese Zweifel konnten ihn jetzt nicht schrecken; es war, als sei mit der Erinnerung an diesen einzigen Menschen, der ihm nahe stand, die Nacht der Verzweiflung gewichen, in der sein ganzes Wesen unterzugehen drohte . . .

Vorläufig hatte er die Fahrt vor sich, wenn sie doch noch recht lange, lange dauern wollte! . . . Und dann war er bei Ella . . . die half ihm! . . . sicher! . . . Vielleicht war's ganz gut für ihn, daß dieser Rump ihn hatte sitzen lassen . . . son Mensch, der schon überall als Verbrecher bekannt ist! . . . Bei ihm, wer sollte denn da so was denken? . . . Und daß die Geheimen bei seiner Wirtin gewesen waren, seinetwegen — ach, vielleicht hatten sie ihn irgend etwas fragen wollen, über irgendeinen, den er kannte und mit dem er verkehrte . . . Das waren doch lauter solche Leute! . . . Natürlich 'n Anzug, den mußte er haben! . . . Die alten Sachen, die kamen ins Feuer, oder nein, noch besser ins Wasser! — 'n ordentlicher Stein reinjapack und fest zusammengebunden und denn rein! . . . Ja, das ginge alles ganz leicht . . . und den Anzug, den mußte Ella ihm besorgen . . . natürlich, das tat sie auch! . . . bloß, was sagte er ihr? Erzählen, ihr die ganze Geschichte erzählen? . . . Nees, vorläufig nicht! . . . Später, so nach und nach, wenn erste 'ne Zeit drüber hingegangen war, denn ja! . . . Er mußte ihr natürlich erklären, wie dies gekommen war, selbstverständlich! Daß er eigentlich gar keine Schuld hatte . . . der Grüne, ja, der, der hatte ihm ja das Messer förmlich in die Hand gepreßt . . . Georg lief es kalt über den Rücken, es fror ihn plötzlich und er fühlte einen Geschmack im Munde w' Blut . . .

In dem kalten Morgenlicht sah er den weißen Körper der großen entleideten Frau wieder vor sich liegen . . . In den Hals, gerade über den schmalen Knochen machte das Messer den Stich . . . aha, das Blut! Wie es sprudelte und gurgelnd

herausquoll! . . . Wo war denn das Messer? — Ah, das hatte der . . . der . . .

„Der Hund verdammte! . . . das Nas! . . . so ein gemeiner, niederträchtiger Strolch von Verbrecher!“ Georgs aufwütender Haß suchte alle Schimpfworte, alle Gemeinheiten und Niedrigkeiten hervor, die er dem verräterischen Genossen nachschleudern konnte . . . Aber die Horneswallung wich neuer Entmutigung, als die Droschke nun durch Straßen fuhr, die Georg kannte und die jetzt schon anfangen, sich zu beleben . . .

Wenn er nur das Geld schon hätte für den Kutscher! . . . Daß der nicht erst mißtrauisch wurde und ihn genauer ansah! . . . In der Droschke hatte er oft genug an sich heruntergesehen! Ganze Flatschen von Blut färbten seinen grauen Rock vorne . . . und die Wäsche auch . . . Ah, wenn er doch bloß erst oben wäre! . . .

Jetzt hielt die Droschke, die Straße war einsam, bis auf zwei Prostituierte, die drüben lautlachend entlanggingen . . . Georg, der mit Reid auf das Raden hörte, stieg aus.

„Ich hab kein Geld, Kutscher!“, sagte er, ohne den Mann anzusehen, „aber ich hol's Ihnen sofort runter! . . . Warten Sie einen Augenblick! . . .“

„Na, 't wird doch nich wieder 'ne Ede find!“ brummte der alte, verwiterte Mann, der auf dem Bock saß.

„Nee, nee, Sie können ganz unbesorgt find! . . .“ meinte Georg, der in tausend Nengsten die verwunderten Blicke des Kutschers an sich und seinen besudelten Anzug tasten fühlte, „ich komme sofort wieder!“

Er rannte und schloß in ungeschickter Weise das Haus auf. Ueber die Treppen flog er förmlich. Und drin in der Wohnung sah er voller Freude, daß Glas Stiefel vor der Tür standen, freilich noch ein paar andere, Herrenstiefel.

Er klopfte und hörte fast sogleich das Bett knarren, drin im Zimmer.

Weiße Schritte kamen an die Tür, die behutsam geöffnet wurde . . .

„Georg?“

„Ja, ja Ella!“

Er sah sie in dem durch die Vorhänge in gelbes Dämmerlicht gehüllten Zimmer im Hemde stehen. Ihr Gesicht war verschlafen und scharfsüchtig, aber sie gab sich Mühe zu lächeln.

„Was is denn?“ flüsterte sie.

„Ich brauch Geld . . . sei nich böse, Ella . . . aber . . . die Droschke! . . .“

Sie sagte gar nichts, ging auf den Behen zurück ins Zimmer und kam mit einem Behnmarkstück wieder.

„Langt das?“

„Ja, ja, vollständig . . . danke, Elleden! . . .“

Sie nickte lächelnd und verschwand, die Tür hinter sich ins Schloß drückend.

Georg ging schnell, argwöhnisch auf ein Geräusch passend, die Treppe hinab. An der Haustür mußte er sich erst ein Herz fassen, ehe er auf die Straße trat . . . die war jetzt ganz leer.

Aber der Kutscher sagte, wie er das Geld nahm und herausgab:

„Na, Sie sehn ja jut aus! . . . Ihn ham se woll schön in de Wache jehabt! . . . Lassen se sich man vabinden, det blut ja immer noch! . . .“

„So,“ sagte Georg, dem alle Farbe aus dem Gesicht wich, „na, ich seh ja gleich oben . . . bei meine Schwester . . .“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

2]

Der Totengräber.

Von Josef Ruederer.

Schaukel und Hade über die Schulter gelehnt, die dampfende Pfeife im Munde, schritt er durch den Gottesacker dahin. Dabei nickte er manchmal den Gräbern zu wie guten Bekannten wohl vertraut blickte er nach beiden Seiten, und bei jedem Tritt bohrete sich der Fuß in die feuchte Erde des Friedhofs. So schien der wetterharte Mann mit den scharfen Linien in dem gelben Gesicht verwachsen mit dem Fleckchen Erde, das seit Jahrhunderten die sterblichen Reste der Dorfbewohner aufnahm. Und er selbst empfand jedesmal etwas ähnliches, wenn er an die Arbeit ging, um wieder einen zuzudecken für immer. Er war gebunden an diese Scholle, aus der er selbst hervorgegangen war und die er von Jugend auf bestellte. Der Boden, über den er hinwegschritt, deckte die einfache Geschichte eines Dorfes, und er, der Totengräber, kannte sie von Geschlecht zu Geschlecht, wie ein Buch, das erschlossen vor ihm lag, klar und wahr bis zur Unerbittlichkeit, denn

hier gab's keine Lüge mehr, mochten goldene Lettern auf blinkenden Marmorsteinen auch alle Tugenden der Verstorbenen aufzählen und das Wiedersehen im Jenseits frohlockend verkünden. Solch schöne Sprüche wuschen Regen und Sturm erbarmungslos hinweg, und an ihre Stelle trat die Wirklichkeit, die nachts, als einzige Richterin, drum existierte für Meister Friedl, den Totengräber, in seinem Reiche weit und breit kein Geheimnis. Jeder Grabstein, jedes Kreuz, jeder Winkel wußte ihm etwas zu erzählen von Jugend und Alter, von Reid und Haß, von Frömmigkeit und Heuchelei, von Verbrechen und Wollust. Und dies alles hatte ausgetobt, um schließlich zu landen hier bei ihm, auf der schwarzen Bahre, in den engen vier Brettern, auf die er als letzter die polternden Steine warf. Von Vater, Großvater und Urgroßvater, die auch in dem feuchten, grauen Häuschen an der Friedhofsmauer gewohnt hatten, war es überliefert worden auf ihn, dem sich auch das traurige Amt mit dem Spaten und der Hacke vererbt hatte, wie ein Vermögen durch Generationen.

Und Friedl schien sich wohl zu fühlen in seinem Berufe, die Arbeit bereitete ihm Vergnügen. Rauchend, singend und pfeifend pflegte er die Schaufel zu schwingen, und wenn er ganz besonders gut aufgelegt war, dann kam es wohl auch vor, daß er, so ganz allein mit einem zugenagelten Sarge, der dahingeschiedenen Person noch eine besondere Leichenrede hielt, die freilich ganz anders lautete als die weisevolle Grabpredigt des dikten Herrn Pfarrers. Nur die Berge, die von allen Seiten auf den Friedhof heraberschauten, waren bei dieser geheimen Nachfeier die stummen Zuhörer. Und er grinste zu ihnen hinauf mit lachendem Gesichte, als ob sie ihn allein verstünden.

Nur einmal hatte er nicht gelacht, sondern mit starren Augen auf den kleinen Grabhügel geblickt, der immer höher und höher unter seinen Händen hervorkam. Das war dort in der äußersten Ecke des Friedhofs gewesen, vor vielen, vielen Jahren. Den „stillen Winkel“ nannte man ihn, den eingezäunten, engen Platz, auf dem nur häßliches Unkraut, wie Schierling und Brennessel gedieh. Dort hatte er sein unschuldiges Kind eingegraben, und die Erinnerung an diesen Tag konnte ihn heute noch in suchtbare Wut bringen auf Gott und die Pfaffen.

Kurz vor dem Ausmarsch in den Krieg, da war es geschehen. Er hatte das Mädel geheiratet, mit dem er's jahrelang getrieben hatte. Zwei Wochen später schenkte ihm seine Frau einen Bubens, einen Prachtbengel, fest und gesund wie der Vater. Aber die Freude war kurz. Am selben Tag verirrte sich ein Funke durch den baufälligen Kamin in den Heuboden, das Haus fing Feuer und brannte nieder bis auf den Grund. Friedl und sein Vater, die von der Feldarbeit herbeieilten, fanden Mutter und Kind erstickt in den Flammen. Dem Alten fiel ein brennender Balken auf den Rücken und verlebte ihn schwer. Zwei Tage später begrub Friedl sein Weib, in der darauffolgenden Nacht sein Kind. Das hatte schon im Arm der Mutter gelegen, ganz schön und friedlich, im blumenbedeckten Sarg, als der Herr Pfarrer kam und der Verstorbenen das ehrliche Begräbniß zu weigern drohte, wenn man sie mit dem Kinde zusammen begrube. Denn der Neugeborene war nicht getauft, er war verschieden mit der Erbsünde belastet, mit der er zur Welt gekommen war. Kein Bitten, kein Jammern half dem Friedl, er mußte den Kleinen von der Mutter hinwegreißen, und dort im stillen Winkel, wo kein Kreuz, keine Tafel den Namen der Toten verkündete, dort mußte er ihn begraben.

Das war der Tag, an dem Friedl sich schwer versündigte, indem er an Gottes Barmherzigkeit zu zweifeln begann. Aus dem übermütigen Burschen wurde in wenigen Wochen ein harter trophiger Mensch, der den grenzenlosen Groll nicht verwinden konnte und im Dorfe an sich halten mußte, um nicht das Messer zu ziehen und blindlings alles zusammen zu stechen, was ihm in den Weg trat. Denn hatte es auch so mancher Bauer stumpfsinnig über sich ergehen lassen, daß man ihm sein ungetauftes Kind an dem Schandort verscharrte, er, der Friedl, ertrug es nicht, und deshalb war ihm der nun losbrechende Krieg eine wahre Erlösung. Morden und brennen! das wollte er, als er fortzog, morden und brennen, das wollte er, wenn er wieder heil in die Heimat zurückkehrte. Menschen niederhauen, am liebsten gleich das ganze Dorf in Brand stecken, den Pfaffen in die Flammen schmeißen, und den gekreuzigten Heiland obendrauf! Mit solchen Vorsätzen zog er über die Grenze.

Und als er nach fast zweijähriger Abwesenheit heimkehrte und an einem lauen Raimorgen wieder die Landstraße zu seinem Dorfe wanderte, da hatte er gesehen, was er gesucht hatte, tausendfachen Tod bei Freund und Feind, Weiber, Greise und Kinder verhungert, meilenweit rauchende Trümmer und ein Elend, von dem sich die Phantasie des einfachen Gebirglers nichts hatte träumen lassen. Draußen im Feld, nach Schlachten und Gesechten, und schließlich in einer harten Gefangenschaft weit unten an der spanischen Grenze, hatte er selbst Entbehrungen ausgestanden, die ihn den Tod täglich herbeiwünschen ließen, und nun sah er sein Heimatdorf doch noch einmal wieder, das er beim Ausmarsch nur zu betreten dachte, um alles auf den Grund zu vernichten, was darin lebte.

Aber seine Gefühle waren andere geworden. Das merkte er am deutlichsten, als die Sonntagsglocken jetzt zu ihm herüberklangen, so warm und voll, als wollten sie den Heimkehrenden willkommen heißen. Ihm war Genüge geschehen, und zum erstenmal zog ihm nach langer Zeit durch das hartgewordene Herz ein

Lon von Versöhnung und wirklichem Frieden, eine Wehmut und Weichheit, wie sie den Bauern so oft in seiner Kindheit besällt.

Freilich, die Ankunft im Dorfe sollte ihm nur zu bald zeigen, daß die Glocken nicht für ihn geläutet hatten. Man empfing ihn so gleichgültig und kalt, als ob er vor acht Tagen fortgegangen wäre, um im Holz zu arbeiten. Mancher ging sogar schon an ihm vorüber. Auch der Vater machte das Wiedersehen ohne stärkere Gemütsbewegung ab. Er war von dem Brandunglück nicht mehr recht hergestellt worden und jammerte sofort über seine schlechte Gesundheit und den strengen Dienst, den er kaum mehr versehen könnte. Friedl seufzte und suchte den stillen Winkel auf. Dann ging der heimgekehrte Sieger zum Kranzwirt und kaufte sich eine Halbe Bier. Mutterseelenallein saß er auf seinem Plage und laute an den Nägeln. Am Nebentisch hockten der Pfarrer, der Landrichter und andere Dorfphilister bei rotem Tisoler. Keiner hieß ihn willkommen, keiner beachtete ihn. Man rauchte Zigarren und redete bedächtig vom Essen und Trinken.

Eine halbe Stunde kauerte Friedl so in der Ecke. Da plötzlich überkam es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt, er mußte lachen, hell aufschauen, und als sich die würdigen Honoratioren, erlaunt über diesen rohen Ausbruch unerlaubter Heiterkeit, nach ihm umdrehten, da lachte er erst recht, grinsten ihnen frech ins Gesicht, trank sein Krügel leer und hieb den Dedel zu, daß es nur so klappete. Mit einem Schlage hatte er die ganze Lächerlichkeit dieser Spießbürger empfunden, die am warmen Herde hockten, während er in der Welt die Menschheit mit all ihren Greueln gesehen und seine Haut zu Martle getragen hatte für Gott, für König und Vaterland. Ha, ha, ha! Was war denn das alles? Gott, den gab's nicht mehr für ihn, den König hatte er nie gesehen, und das Vaterland? Da drüben hockte es und klopfte sich auf den fetten Wanst in behaglicher Ruhe. Noch einmal lachte er auf, und als nun die ganze Sippschaft zum Gebetsläuten die Hände faltete und das Vaterunser ablierte, da fragte er sich beim Hinausgehen, was das wohl für ein Herrgott sein mußte, zu dem diese vollgefreffenen Schweine ihr Gebet grunzten.

Am selben Abend suchte er wieder den stillen Winkel auf, und dabei befand er sich in einer fast heiteren Stimmung.

„Alles gleich,“ rief er zu seinem Kinde hinab, „alles wurscht, ob du da liegst oder wo anders. Kei' Herrgott holt di mehr 'rauf in die Welt, in das Komödie'spiel. So viel sag i dir, bei' Vater, dem kannst d' es glaub'n.“

Und als er sich wieder abwandte und gerade gegenüber in der Nische der kleinen Kapelle die Schädelstätte hinter dem schwarzen Eisengitter gewahrte, da nickte er eifrig hinüber zu den grinsenden Gesellen wie zur Bestätigung.

„Siehst du's,“ rief er, „so schau'n wir einmal aus, alle miteinander, und wenn des bissel a no j'grund geht, nacher bleibt bei Stäuberl mehr von uns übrig und kei' Seel a net, na, kei' Seel a net. De erst recht net.“

Das blieb seine feste Ueberzeugung. Mit ihr nahm er dem Vater am anderen Tage wieder die Arbeit ab und trat die Stelle als Totengräber des Dorfes an, mit ihr unterzog er sich auch ganz gelassen jenen kirchlichen Verpflichtungen, die unumgänglich waren, wenn man unter den Mitmenschen auf dem Lande überhaupt leben wollte, und mit ihr ging er ein Jahr später auch eine neue Ehe ein. Seine Frau ließ er glauben, was sie wollte, nur in eines durfte sie sich nicht mengen, in die neue, sonderbare Leidenschaft, die seit der Rückkehr aus dem Feldzug mit seinem Unglauben erwacht war. Kein Wort durfte sie sagen, als er eines Tages die sämtlichen Heiligenbilder der Eckstube entfernte und an ihre Stelle das alte Gerümpel mit den Totenschädeln setzte, denen auch bald das Skelett in der Ecke folgte. Nicht müden durfte sie. Auch der Vater wurde energisch zurechtgewiesen und kurzerhand aufs Altenteil gesetzt, als er sich weigern wollte, die sündigen Dinge in sein Haus aufzunehmen. Von dem Tag an haßte er seinen Sohn wie die Sünde und wich ihm aus, wo er nur konnte. Den ganzen Tag blieb er für sich, und wenn er aus dem Dachgeschloß, das ihm zum Aufenthalt angewiesen war, herauskriechte, so tat er es stets mit giftigen Blicken und lautem Brummen.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Sprache.

Von Dr. R. Franz.

I.

Auch die Entwicklung der deutschen Sprache spiegelt uns die jeweiligen wirtschaftlichen Verhältnisse und die Klassengeschichte des deutschen Volkes wider. Wenn wir unsere Beobachtungen dabei auf die Entwicklungsstufen von kaum anderthalb Jahrtausenden beschränken müssen, so teilen wir diesen Zwang mit der deutschen Sprachwissenschaft überhaupt. Was die rein stoffliche Seite der Sprache anlangt, so hat die Wissenschaft wohl alle Wandlungen und Wandlungsgesetze der Laute erforscht, aber damit nichts weniger als eine Erklärung dieser Wandlungen gegeben. Kommt man doch erst jetzt dazu, die Bedeutung der physiologischen Momente für die Lautgestalt wenigstens ahnungsweise zu würdigen. Erst ein Buch, das

die Jahreszahl 1910 trägt*), räumt folgendes ein: „Die Lautgestalt einer Sprache ist in erster Linie abhängig von der Beschaffenheit der Sprachwerkzeuge derer, die sich ihrer bedienen. So wird die vielfach im Niederdeutschen hervortretende starke Entfaltung der Doppellaute aus Alteren, einfachen, langzu Selbstlauten hauptsächlich hervorgerufen durch die Schläffheit und Langsamkeit, Erweiterung und Zurückziehung der Zunge, die dem Bewohner der norddeutschen Tiefenebene eigentümlich ist, und so findet auch die Neigung der Oberdeutschen, die Vokale zu nasalieren, d. h. der ausgeatmeten Luft den Weg durch die Nase offen zu lassen, ihren Grund darin, daß die Muskeln, von denen das Gaumensegel gehoben wird, schwächer entwickelt sind, so daß dieses herabhängt. Inwiefern das Klima und die Bodenbeschaffenheit einer Gegend Einfluß auf die Sprachorgane und damit auch auf die Aussprache haben, bedarf noch genauere Untersuchungen; doch hat man vielfach beobachtet, daß zwischen Gebirge und Ebene Unterschiede vorhanden sind.“ So hat denn auch H. Meyer in der Zeitschrift für deutsches Altertum (45) die germanische Lautverschiebung aus der Verlegung des Wohnsitzes der Germanen in eine Gebirgsgegend erklärt. Das ist aber auch fast der einzige Versuch zu einer materialistisch fundierten Lautwandeltheorie. Ja, derselbe Oskar Weise, der in seinem neuesten Buche die oben angeführten Sätze schreibt, hat noch 1909 in einem anderen Buche**) als Haupthebel des Lautwandels den „Gang der Menschen zur Bequemlichkeit“ erklärt, den „Trieb, an Kraft zu sparen und sich die Aussprache zu erleichtern“. Und er schloß: „Andere Ursachen treten an Wirkungskraft und an Umfang der Betätigung sehr zurück.“ Aber freilich beteuert Weise auch heute noch, daß der Lautwandel stets „von Einzelwesen“ ausgehe, und beruft sich auf Pauls „Prinzipien der Sprachgeschichte“: „Jede Veränderung des Sprachus ist ein Produkt aus den spontanen Trieben der einzelnen Individuen einerseits und den Verkehrsverhältnissen andererseits.“ Eine Auffassung, die wir natürlich glatt ablehnen, weil sie eine Halbheit darstellt. Denn niemals würde eine Veränderung allgemein werden, wenn nicht allgemein die Bedingungen für ihre Verbreitung vorhanden wären. Die „Triebe der einzelnen Individuen“ spielen dabei eine reine Handlangerrolle und sind vor allem nicht in dem Sinne spontan, als ob sie selbst unabhängig wären von den allgemein verändernden Bedingungen. Wenn wir das auch weder apriorisch behaupten wollen, noch es empirisch beweisen können, so läßt es sich doch durch Analogie schließen. Denn während uns der empirische Beweis durch die erwähnte Rückständigkeit der Sprachwissenschaft in lautlicher Hinsicht heute noch nicht möglich ist, gestattet uns das von derselben Sprachwissenschaft zur Wortlehre und zur Phrasologie (Nebenebenlehre) aufgehäufte Material einen klaren Einblick in die Zusammenhänge zwischen wirtschaftlicher und sprachlicher Entwicklung, zwischen Volksklassenbewegungen und Wortklassenbewegungen.

Vor 2000 Jahren war Deutschland noch fast ausschließlich Waldgebiet. Das wissen wir von Cäsar und später von Tacitus, das bestätigt uns aber auch die Namenkunde. Man denke an die zahlreichen Ortsbezeichnungen auch in Gegenden ohne Spur von Wald, die auf -hain, -holt (Woholt), -holz (Buchholz), -hart (Speessart bedeutet Spechtswald), -reut, -rode, -grün, -walde, -loh ausgehen, d. h. auf lauter Silben, die irgendwie auf die Bedeutung „Wald“ zurückzuführen. Ja, Holland (=Holzland) und Holstein (aus Holsten, Holstati = Holzassen) beweisen, daß ganze Landschaften ihren Charakter völlig geändert haben, und vielleicht sind auch Anhalt (am Holz) und Dänemark (altnordisch mörl = Wald) dazu zu zählen. Vor allem kommen noch die Dörfer und Städte hinzu, die nach Fichten, Tannen, Buchen, Birken, Eschen, Erlen, Eichen und Linden benannt sind, nach Bäumen also, die seit ältester Zeit auf deutschem Boden wachsen. Und wiederum wird der Bericht des Tacitus, daß seine deutschen Zeitgenossen noch keine Obstzucht trieben, bestätigt, wenn wir hören, daß nur der wilde Apfelbaum, der häufig vorkam, in Ortsnamen wie Affoltern, Affaltrach, Effelder und Apfeln seine Spur hinterlassen hat, denn alle diese Namen gehen zurück auf das althochdeutsche apholtra = Apfelbaum.

In den Wäldern hausten Ur (Auer)ochse, Elch, Bär und Wolf, deren Jagd unseren Vorfahren ebenso sehr Lebenszweck war, wie sie ihnen Lebensmittel schaffte. Namen wie Uraoch, Auerbach, Ellwangen (Wange vom gotischen wags = Aue), Vernburg, Wolfenbüttel zeugen noch heute von diesem früheren Tierbestand und seiner Bedeutung für den Kampf ums Dasein.

Die Luft war rau, feucht und kalt. Was Wunder, daß im Althochdeutschen das Wort Winter zugleich das ganze Jahr bedeutete! Das abgehärtete Menschengeschlecht badete sich im kalten Wasser. Das lateinische Wort für baden, lavare, nahm im Deutschen (baden) die Bedeutung erquiden an, vermutlich weil die Verwechslung einer späteren Zeit das warme Bad als größere Annehmlichkeit erscheinen ließ. Die derbe Lebensweise erforderte (zum Schutz) und begünstigte den kräftigen Haarwuchs. Das Wort haht brachten wieder erst die Römer herbei: es stammt vom lateinischen calvus.

*) „Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen.“ Siebente, verbesserte Auflage. (Ebenfalls bei Teubner.) Wie alle Schriften Weises materialreich und als populäre Einführung empfehlenswert.

**) „Unsere Mundarten, ihr Werden und ihr Wesen.“ Von Prof. Dr. Oskar Weise (Verlag von O. G. Teubner, Leipzig.)

Verkehrswege gab es nicht, oder man beschränkte sich, um solche zu schaffen, darauf, das man „einen Weg einschlug“, d. h. in einer bestimmten Richtung gassenbreit Bäume fällte. Im übrigen mußte man, wie die Sprache seitdem bezeugt, „bei Nacht und Nebel“ wohl „durch Dick und Dinn“, „über Stod und Stein“ dahin wandern. Kam man an einen Fluß, so watete man hindurch, wo er seicht war, und diese Stellen erhielten den Namen Furten vom Fahren, das ursprünglich jede Art der Bewegung bezeichnete: Frankfurt (Frankenfurt), Hafffurt (Hessenfurt), Herfort (Heeresfurt) u. a. deuten die Stellen an, die von ganzen Völkern auf ihren Heereszügen zum Uebergang gewählt wurden. An tiefen Stellen gab es Fährleute, die man mit einem holä (= hol über, daher Hollah!) heranrief. Der Senkfl sei in die Tiefe noch als Anker, das Steuerruder war rechts hinten besetzt und hat dieser Schiffsseite den Namen Steuerbord bis heute bewahrt, obwohl im 13. Jahrhundert das Steuer an den Achtersteven verlegt wurde. Der Steuermann drehte der anderen Seite den Rücken (englisch back) zu, so ward sie zum Backbord.

Die nomadisierende Lebensweise bedingte und gestattete einen großen Herdenreichtum, der dann eine große Fülle von Bezeichnungen für die Haustiere schuf. Nicht nur unterschied man männliches und weibliches Tier (z. B. Bod und Ziege), sondern man hatte vielfach auch mehrere Bezeichnungen für dasselbe Geschlecht (Och und Stier) und obendrein sächliche Gattungswörter (Rind, Schaf). Die frohe Zeit, in der man die Tiere wieder auf die Weide (Wonne) trieb, war der Wonnemonat, wie dem gotischen Wort winja = Weide das althochdeutsche wini = Freund entspricht. (Vergleiche auch den Ausdruck Augenweide.) Und der Gelübde, im März die Kämmer aus der Herde auszuscheiden, verbanen wir das Wort ausmerzen. Noch zur Zeit des Tacitus und später war das Vieh im Innern Deutschlands Hauptzahlungsmittel, daher bedeutet althochdeutsch sihu zugleich Vieh und Geld, und bis heute haben wir in dem Worte feudal den Rest eines Wortes, das den Besitz an Vieh ausdrückte. Ja, der Gote Alfilar vermochte in seiner Bibelübersetzung das hebräische Wort Mammon nur durch kaluthraihns (Viehgedränge) wiederzugeben.

Zur Zeit der ausschließlichen Viehwirtschaft hatten Kühe und Mutter echt deutsche Namen, die dann aufgegeben wurden, als die verbesserte Zubereitungsweise der südl. Völker und mit ihr auch die Lehnwörter eingeführt wurden. An die Stelle des althochdeutschen ancho und ohuomero (Ruhfämeer) trat butrum = Butter. Mit der Feldwirtschaft wurde zum Hauptnahrungsmittel das Brot, daher noch heute die Hauptmahlzeiten Mittagbrot und Abendbrot heißen.) Wurz, d. h. Kräuter aus Wald und Feld, gab das Gewürz. Nebenher standen Wasser, Wald und Weide jedem zur Benutzung frei, die Jagd (auch Weide genannt) lieferte der Sprache zahlreiche Ausdrücke (wie Weidwerk, ausweiden), auch solche, die wir heute fast nur in übertragenem Sinne gebrauchen: weiblich (jagdgemäß), nachspüren, stöbern (mittelhochdeutsch stüber heißt der Jagdhund), Wildfang (Wildgehege) usw.

Von ganz besonderer Bedeutung war natürlich auch die kriegerische Betätigung für den Sprachschatz. Wer als Führer „auf den Schild erhoben“ wurde, das entschied oft ein Zweikampf, zu dem man sich herausforderte: grifhen bedeutete eigentlich angreifen. Noch in die Zeit der steinernen Waffen weisen der Hammer (althochdeutsch hamar = Fels) und das Schwert (althochdeutsch sahs = lateinischem saxum der Stein). Das Schild aber war von Lindenholz und heißt daher althochdeutsch linta. Der Lindner ist der Schildmacher. Auf die Romadenzzeit weisen noch allerlei Maßbezeichnungen zurück, wie die mittelhochdeutsche tageweide, das heißt die Strecke, die das Vieh in einem Tage weidend getrieben werden kann. Lederne Schläuche dienten zur Aufbewahrung der Getränke: Balg und Vulge gehen ebenso wie Rutte auf die Grundbedeutung Schlauch zurück.

Kleines feuilleton.

Der Dalai Lama. Der Dalai Lama macht wieder von sich reden. Er soll vor einer anrückenden chinesischen Truppe auf indisches Gebiet entwichen sein. Ein ähnliches Intermezzo hat sich vor einigen Jahren abgespielt. Die Engländer entsandten 1904 eine „friedliche“ 4-5 Tausend Mann starke Militärmacht nach Lhasa, der selbst Eben Hedin unzugänglichen tibetanischen Hauptstadt, um zu „imponieren“. Der Dalai Lama floh nach Urga in der Mongolei und kehrte erst Ende 1908 wieder in die Heimat zurück, nachdem er sich in Peking besondere Anweisungen geholt hatte. Tibet ist zwar gewissermaßen selbständig, dennoch aber eine chinesische Provinz; vor allem ist es ganz in der Händen einer geistlichen Hierarchie, die mit der katholischen Kirche große Ähnlichkeit hat und eine besondere Art des Buddhismus darstellt. An der Spitze dieses Lamaismus steht eben der Dalai Lama, was wörtlich einen Ozean von Priestertum bedeutet. Er gilt als eine Verkörperung Buddhas, ist allwissend und unfehlbar und wird aus drei auserwählten Kindern in einem Konklave der obersten Würdenträger nach sechsstägigem Fasten durch das Los bestimmt. Diese Würdenträger oder Chutukus entsprechen etwa den katholischen Erzbischöfen und residieren in den einzelnen Provinzen. Der bekannteste Patriarch ist der von Urga. Die dritte Klasse sind die Chubelghane, die einfachen Wiedergeborenen, also auch noch

verkörperte Buddhas. Die übrige Mexikei ist ein vielgeliebtes Mönchtum, das theoretisch von Almosen leben soll, in Wirklichkeit dieser aber nicht bedarf, da die kolossalen, manchmal ganze Städte bildenden Klöster über reiche Liegenschaften verfügen. Die Mönche zerfallen in geistliche Lehrlinge, angehende Mönche, geweihte Priester und Meister oder Rebte. Daneben gibt es noch mancherlei akademische Titel. Alle diese sind aber Subalterne, und einzig die Buddha-Verkörperungen können über die Rangstufe eines Abtes hinaufsteigen. Ehelosigkeit ist vorgeschrieben. Im Mittelpunkt eines Klosters steht der Tempel aus Stein oder Ziegel. Darum gruppieren sich die Nebengebäude: Versammlungs- und Weichtäle, Wohnungen, Vorratshäuser, Bibliothek und eine Anzahl von Türmen und Pyramiden. Alles umfriedet von einer hohen Mauer. Durch Wahl werden auf bestimmte Zeit noch folgende Aemter vergeben: Ein Professor zur Leitung der Studien, ein Schatzmeister, ein Deonom, zwei Polizeiaufseher. Ferner sind da Vorfänger, Rechtsgelehrte, Aerzte, Sekretäre, Zauberer und Beschwörer. Es lastet also auf diesem Lande ein sehr komplizierter geistlicher Regierungskörper. Der jetzige Dalai Lama zeichnet sich vor seinen Vorgängern dadurch aus, daß er bereits ein Alter von 88 Jahren erreicht hat, während man die früheren nicht zur Großjährigkeit kommen ließ. Im wesentlichen darf der Dalai Lama wohl als ein Spielball in den Händen der obersten Kirchenfürsten gelten. Er hat auch eine Art von Konkurrenten im Tashi-Lama, der ein kleineres Gebiet beherrscht und hauptsächlich im Lehramt Autorität ist. Erwähnungswert dürfte noch eine Nachricht sein, die unwidersprochen durch die Jahrhunderte gegangen ist. Es heißt, daß der göttlich verehrte Dalai Lama anstatt der Ordenszeichen kleine Quantitäten seiner körperlichen Abgänge an die beglückten Verdienstpatrioten verteilte. Diese Methode dürfte sich in Europa zwecks Entlastung des Ordensbetats zur Nachahmung empfehlen.

A. K.

Aus dem Tierleben.

Neues von den Ameisen. Den Ameisen wird von vielen Naturforschern, und namentlich von denen, die sich ausschließlich ihrer Erforschung gewidmet haben, ein Grad von Intelligenz zugeschrieben, wie er angeblich selbst die der menschenähnlichen Affen übertrifft und im Tierreich überhaupt keinen Vergleich findet. Dubois Reymond pflegte in einer seiner öffentlichen Vorlesungen mit seiner plastischen Ausdrucksweise den Satz zu prägen: „Mit welcher Ehrfurcht steht der Naturforscher vor dem winzigen Einweihklumpchen eines Ameisenhirns.“ Mit Bezug auf die Ameisen ist die vielumstrittene Frage, ob Instinkt oder Verstand, jedenfalls besonders schwer zu entscheiden. Wer einmal die Umgebung eines Ameisenhaufens betrachtet hat, wird für Stunden eine reizvolle Beschäftigung gefunden haben. Besonders in einem Nadelwald läßt sich das Treiben der Tierchen klar überschauen, da die von ihnen angelegten Straßen deutlich zu erkennen sind. Sie ziehen sich zwischen den sonst überall umherliegenden trockenen Nadeln oft auf große Strecken hin und werden immer wieder von weiter herabfallenden Gegenständen sorgfältig gereinigt. Wie die Ameisen ihren Weg finden, ist insoweit durch wissenschaftliche Untersuchungen festgestellt worden, als man jetzt weiß, daß die Fühler ein feines Geruchsorgan besitzen, das dabei ohne Zweifel wichtige Dienste leistet. Außerdem haben sie Mittel, sich durch Signale zu verständigen, denn sie besitzen ein merkwürdiges Instrument, mit dem sie einen hohen Ton oder eine Art von Quielen hervorbringen, wenn sie höre sind, und einen tiefen und sanften Ton, wenn sie Gelegenheit haben, ein Lustgefühl zu äußern. Diese Annahme beruht freilich auf einer Vermutung, da das menschliche Ohr diese Töne nicht zu hören vermag. Man kann sich aber das betreffende Organ nicht anders erklären, und falls die Deutung richtig ist, muß auch der Schluß gezogen werden, daß die Ameisen untereinander jene Töne jedenfalls hören und verstehen. Merkwürdig ist die von Professor Hill ermittelte Tatsache, daß das männliche Geschlecht unter den Ameisen kein Gedächtnis oder wenigstens keinen Ortsinn besitzt und ohne den Beistand eines Weibchens nicht imstande ist, seinen Weg zum Nest zurückzufinden. Es wäre leicht, aus diesem Umstand eine kleine Satire aus dem Ameisenleben zu schöpfen. Die Ameisen sind übrigens auch ausgezeichnete Krankenpfleger. Wenn man eine Ameise durch eine Säure betäubt, so eilen ihre Geschwister hinzu, lecken die Säure ab und befreien das gelähmte Insekt auf diese Weise von seiner Ohnmacht. Freilich ist ein derartiger Versuch von Hill nur mit der vom Ameisenkörper selbst erzeugten Ameisensäure gemacht worden, und in diesem Fall bleibt es ungewiß, ob solche Samariterdienste diesen Namen verdienen, weil sie nur aus Güte und Hilfsbereitschaft entspringen, oder ob den Ameisen diese Säure vielleicht besonders gut schmeckt. Daß die Ameisen Sklaven halten, ist längst bekannt. Professor Hill meint, daß es ihnen in moralischer Hinsicht dadurch ähnlich ergeht wie den Menschen. Die Sklavenhaltenden Ameisen im Gebiet des Amazonasstroms sind nämlich in vollkommene Abhängigkeit von ihren Sklaven geraten, also demoralisiert. Wenn man zwei oder drei von ihnen allein in eine Schachtel tut, so würden sie Hungers sterben, auch wenn man neben sie das schönste Futter hinlegt, weil sie gewohnt sind, sich von einem Sklaven füttern zu lassen.